

(Nachdruck verboten.)

Tobelvolk.

11)

Eine Dorfgeschichte von Paul Jlg.

„So nimm doch Vernunft an!“ gebot Elisabeth seinem leidenschaftlichen Uberschwang. „Man muß sich ja schier fürchten vor Deinen Augen. Hörst Du! Gleich müssen wir aussteigen!“

„Und dann? Darf ich Dich heute abend noch sehen?“

„Nein, komm lieber erst morgen! Es ist besser — wegen dem Vater, weißt Du. Wir können ja lieb aneinander denken, gelt?“ beschied sie ihn mit mütterlicher Sorglichkeit. Dann mußte sie eilig ihren breitgeränderten Hut wieder aufstecken, den sie ihm zuliebe abgenommen hatte. Dabei stemmte er seine Hände in ihre Hüften und bewunderte ihre rundliche Gestalt.

„Wie prächtig Du geschaffen bist, Schatz! Eine Folter, solange der Brautstand dauert, und ein wunderbares Bersprechen für die Hochzeitsreise! Der Himmel mag's beschleunigen!“

Zum letztenmal für heute fanden sich ihre Rippen. Der Pfiff der Lokomotive gemahnte schrill an das Ende des schönen Festes!

„Du hast leider bedeutend kühleres Blut als ich,“ sagte er klagend, als sie sich losmachte.

„Weider? Es ist ein wahres Glück!“ gab sie unverhältnismäßig ernst zurück. Diese Worte trafen ihn wie Keulenschläge. Dann bat sie ihn, ihr nicht zu folgen, sondern auf der andern Seite des Wagens auszustiegen. Zum Abschied gaben sie sich die Hand. Seine letzten Worte waren: „Also ist es wahr? Halten wir nun wirklich fest und treu zusammen, wie es im Liede heißt?“

Sie fühlte wohl, aus wie tiefem Grunde er schöpfte. Die Augen waren naß. Allein ihre Natur neigte nicht zu lauten oder überschwenglichen Bekenntnissen und Beteuerungen.

„Da sorg' Du nur für Dich!“ erwiderte sie stolz, mit einem bitteren Zug in den Mundwinkeln, als traue sie ihm nicht recht über den Weg, indessen er noch schnell ihre Rechte küßte, demütig, schuldbehaftet — — —

Im übrigen hatte er noch einen anderen Grund, ihr nicht auf dem Fuße zu folgen. Draußen blieb er sogar noch eine volle Minute stehen. Fünf oder sechs Personen waren ausgestiegen, und allen voran trippelte die Marei im Geschwindigkeitsschritt.

Heinrich konnte endlich erlöst aufatmen.

„Es hätte schlimmer werden können!“ sann er in Gedanken an ihr verwildertes Temperament, aber die Ursache ihrer Zurückhaltung konnte er sich doch nicht erklären. Oder besaß sie wirklich so viel Duldsamkeit, um ihn auch künftig zu schonen, nach dem schlichten Abschied, den ihr zu geben er fest entschlossen war? Gleichviel! Die letzten Tage hatten ihm deutlich bewiesen, daß er ein solches Verhältnis nicht ohne große Verluste an geistiger Energie fortführen konnte, selbst wenn ihn sein Gewissen gegen Elisabeth freigesprochen hätte. Aber von dieser Stunde an fühlte er sich geheilt, eingedrungen in den Zauberkreis der still hoffenden, tragsamen Liebel. Das goldene Kreuz . . . es glänzte wieder vor seiner Seele. Nie wollte er diesen Fingerzeig vergessen.

So viele eifrige Leser wie in der Weihnachtswoche hatte der „Treustädter Vote“ in der Gegend um Haldenstein noch zu keiner Zeit aufzuweisen. Die Frauen konnten des Morgens nicht einen Bissen essen, eh' der Briefträger mit der Zeitung erschien, und in mancher Stube steckten sie über dem ausgebreiteten Blatt die Köpfe bufettweise zusammen. Denn was ihnen dabei beschert wurde, war die Lebensgeschichte des alten Wettstein, der nun vermodert, vergessen im Armfönderwinkel des Friedhofs lag. „Der Philosoph“ stand darüber geschrieben, und Heinrich Anderegg hieß der Erzähler. Der hatte die verwischten Jugendspuren des Selbstmörders mit großem Eifer verfolgt, die Ältesten der Gemeinde nach ihm ausgeforscht, bis er sich ein einigermaßen treues Bild von dessen Vergangenheit machen konnte.

Für unumstößlich gewiß durfte gelten, daß Jakob Wettstein vor etwa vierzig Jahren zu den wohlhabenden Halden-

steinern zählte. Das Haus an der Oberdorfstraße, darin zurzeit der Schmied sein klingendes Handwerk trieb, hatte ihm gehört; er war verheiratet gewesen, besaß zwei Kinder und einen gut gehenden Speereiladen. Auch einen Bruder hatte er — und dieser Umstand, den eine geringe Minderheit von Menschen unter die Vorzüge rechnet, wurde ihm zum Verderben. Zwar konnte Heinrich bei keinem seiner Gewährsleute für gewiß erfahren, ob und wie dieser jüngere Bruder, der ein simpler Bauernknecht war, sich gegen sein Fleisch und Blut verging. Man wollte nur wissen, daß ihn des Spezereihändlers Frau gerne sah und wohl die Anregung gab zu seinen häufigen Besuchen in Jakob's Familienkreis. Diese Frau war nämlich als eine fromme Seele bekannt, eine fleißige Werberin der weitverzweigten Baptistengemeinschaft, und hatte sowohl ihren Mann als den Schwager dazu vermocht, sich von der Staatskirche loszusagen. Sonntag für Sonntag zogen die drei miteinander an den entfernten Versammlungsort der Brüder und Schwestern im Herrn, hielten sogar im eigenen Haus Bibelstunden für Gleichgesinnte ab, wobei sich besonders die Frau als geistliche Wortführerin hervortat. Selbst ihre grundsätzlichen Gegner mußten gestehen, daß diese Familie Wettstein wenigstens geraume Zeit ein erquickendes Bild der Eintracht, des Fleißes, der Enthaltbarkeit abgab. — Von dieser gedeihlichen Lebensart mußte schließlich just der Hausvater ganz allmählich abgewichen sein, ohne daß seine Freunde zunächst den Grund erfuhren. Er begann mit dem Schöppeln, ließ sich auch zum Jassen herbei und fand an diesen Uebungen bald mehr Gefallen als an den Bibelstunden, die er mit hämischen Glossen der Frau und dem Bruder überließ. Nicht lange freilich. Eines Abends kam er stark angetrunken nach Haus, löste die kleine Versammlung von Undächtigen mit Schimpf und Schande auf, warf die Bibel an die Wand und den Bruder zur Tür hinaus. Aus den wüsten Reden, die er dabei führte, war zu merken, daß ihn jene Eiferucht plagte, die um so giftiger wirkt, als ihr die greifbaren Beweise fehlen. Obwohl Frau und Bruder ihn unter Tränen und heiligen Beteuerungen baten, von seinem entsehlischen Argwohn abzustehen, ja sogar vor seinen Augen auf die Knie fielen, um ihn der Gnade und Erleuchtung des Himmels zu empfehlen, konnte er die graufamen Qualen nicht los werden. Einige Wochen war er jedoch bemüht, sich wiederaufzurichten. Er ging neuerdings mit in die Versammlungen und gestand vor der ganzen Gemeinde sein Unrecht ein, indem er alle bat, ihn in ihre Gebete einzuschließen. — Was weiter folgte, konnte niemand mehr mit Bestimmtheit sagen. Jakob Wettstein war zwar von dort an nicht mehr in den Wirtschaftern zu treffen, jedoch oft von Hause fort; er hatte einen Hausierhandel angefangen, der ihn mitunter tagelang über Land und unregelmäßig heimführte. Für Freunde und Nachbarn sah jedenfalls der Himmel des Hauses Wettstein nicht mehr gefährlich bewölkt aus, obwohl der Mann fast allen Begegnungen scheu auswich. Das mußte man ihm als eine Art Scham zugute halten. Zu Hause beschäftigte er sich nur noch mit den zwei Kindern, einem Mädchen von vier und einem Knaben von sechs Jahren, an denen er fast zum Narren wurde. Während Frau und Bruder die Sonntage in gewohnter Weise verbrachten, ging er mit den Kleinen spazieren, baute ihnen Spielzeug und schien somit im besten Zug, ein beneidenswerter, glücklicher Vater zu werden. — Da — jedermann unerwartet — enthielte Wettstein seine schauerliche Seele. An einem Winterabend kam er wieder einmal gegen die Abrede nach Haus, trat aber nicht ein, sondern kletterte mit Hilfe der Leiter auf einen Birnbaum, von dessen Gabelung er seine Stube vollkommen überblicken konnte. Wie erwartet, fand er das andächtige Paar am Tisch vor der aufgeschlagenen Bibel sitzend — der Bruder im braunwollenen Wams hatte den Kopf auf den linken Ellbogen gestützt und hing schwer atmend an den Lippen der Schwägerin, die ihm dicht zur Seite saß, nicht gegenüber, wie es sonst ihre Gewohnheit war. An diesem Beisammensein fiel dem Beobachter zuerst weiter nichts auf, als daß seine Frau ihre linke Hand unter dem Tisch — vermutlich auf ihrem Schoß — mit des Bruders Rechten vereint hatte. Dies konnte Jakob zwar nicht sehen, doch mit einiger Wahrscheinlichkeit aus der Stellung beider Arme schließen. Ja, sogar meinte er zu spüren, in den Mienen zu lesen, wenn

von Zeit zu Zeit ein zärtlicher Druck erfolgte. Seine Sinne begannen zu dunkeln, oft sah er nur noch rote Funken, dazu fror und zitterte er auf seinem gefährlichen Posten. Aber er sagte sich beständig: „Ausharren! Gewißheit!“ Heute nacht mußte er sie bekommen. Etwa eine halbe Stunde mochte unter diesem furchtbaren Lauschen vergangen sein, als die Frau in der Stube die Bibel zumachte und sich mit überhängendem Kopf in den Stuhl zurücklehnte. Dabei sah Jakob Wettstein ihre linke Hand zum Vorschein kommen. Sie tastete sich an des Schwagers Arm fachte, in schmeichelnder, suggestiver Bewegung hinauf und umklammerte schließlich seinen Muskel, wie wenn sie ihn zu einer Kraftäußerung reizen wollte. Es sah aus, als ob sich hierbei ihre Lippen zärtlich flüsternd bewegten. . . In der Tat streifte darauf der Bruder langsam den Kermel zurück — ein stark behaarter Arm kam zum Vorschein, und endlich ließ er seine herkulischen Muskeln in Kraftmeierart vor ihren gierigen Augen tanzen — — —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Wunder der Elster.

Von Anatole France.

Berechtigter Uebersetzung von Fr. von Oppeln-Bronikowski.

Die Fastenzeit des Jahres 1429 war ein Kalendertwunder, ein erstaunliches Zusammentreffen, nicht nur für die Menge der Frommen, sondern auch für die Geistlichen, die in der Arithmetik Bescheid wußten. Denn die Astronomie, die Mutter des Kalenders, war dazumal christlich. Im Jahre 1429 fiel der Karfreitag auf das Fest der Verkündigung, also daß der nämliche Tag die Erinnerung an die beiden Mysterien verknüpfte, durch welche die Erlösung der Menschheit begonnen und vollendet ward, und Jesu Empfangnis im Schoße der Jungfrau sich wunderbar bedeckte mit seinem Lode am Kreuze. Dieser Karfreitag, an dem das frohe Mysterium sich mit dem schmerzlichen begegnete, ward der „Große Karfreitag“ geheißen und in der Kirche der Verkündigung auf dem Berg Amis mit dem glänzenden Festen gefeiert. Seit lange hatten die Päpste dieser Kirche den großen Ablass der Jubeljahre verliehen, und der verstorbene Bischof von Ruy, Elias von Lestränge, hatte vom Papste Martin die Wiedergewährung dieser großen Abolution erwirkt. Diese Günst gewährten die Päpste stets, wenn sie in der rechten Weise erbeten ward.

Der Ablass des Großen Karfreitags lockte eine Unzahl von Pilgern und Händlern nach Ruy-en-Velay. Gegen Mitte Februar brachen die Reute aus fernen Gegenden bei Frost, Regen und Wind auf. Die meisten gingen zu Fuß, den Pilgerstab in der Hand. Soweit es möglich war, zogen diese Pilger in Scharen, um nicht zu sehr geplündert und beraubt zu werden von den Begehern, die das sachte Land beherrschten, noch von den Lehnsherrn, die für den Durchzug durch ihr Gebiet Zölle erhoben. Da das Bergland besonders unsicher war, so warteten sie in den Städten der Gegend, in Clermont, Issoire, Brioude, Non, Yssingaux und Mais, bis sie in großer Zahl versammelt waren; dann setzten sie ihren Weg durch den Schnee fort. Während der heiligen Woche drängte sich eine seltsame Menge auf den hügeligen Straßen von Ruy: fremde Händler aus dem Languedoc, der Provence und Katalonien, deren Esel beladen waren mit Häuten, Oel, Wolle, Leinwand und spanischen Weinen in Bodsfellen; Ritter zu Ross und Edelbarnen zu Wagen, Handwerker und Bürgerleute auf ihren Maultieren, mit Weib und Kind hinten drauf; dann das arme Volk der Pilger, hinkend, humpelnd und lahmend, mit dem Stock in der Hand und dem Saal auf dem Rücken, auf dem steilen Weg schnaufend, und hinterdrein die Hammel- und Rinderherden, die zur Schlachtbank geführt wurden.

Florent Guillaume, lang, dürr und schwarz, wie ein Nebstod im Winter, lehnte an der Mauer des Bischofspalastes und berschläng Pilger und Vieh mit den Augen.

„Siehe, welch' schönes Mastvieh!“ sprach er zu Margarete, der Spizenklöpplerin.

Und Margarete antwortete ihm, vor ihren Spulen hochend: „Wahrlich, schön und gemästet.“

Sie waren beide arm und bar an Gütern dieser Welt und hatten zurzeit großen Hunger. Und man sagte, sie verdienten es nicht besser. So wiederholte es eben Peter Vielfraß, der Kalkaunen- händler, in seiner Bude, der mit dem Finger auf sie wies. „Es wäre Sünde,“ rief er aus, „solch schlimmen Tagedieben Warmherzigkeit zu erweisen!“ Der Höferrmann hätte gern wohlgetan, doch er fürchtete, sein Seelenheil zu verlieren, wenn er den Sündern Almosen gab, und alle Bürger von Ruy hegten das gleiche Bedenken. Um die Wahrheit zu sagen, war Margarete, die Spizenklöpplerin, in ihrer Jugendblüte, die jeto verwelkt war, weder so feusch wie die heilige Lucia, noch so standhaft wie die heilige Agathe, noch so ehrbar wie die heilige Katharina gewesen. Florent Guillaume jedoch war früher der beste Schreiber der Stadt. Lange

gab es nicht seinesgleichen, um die Gebetbücher Unserer lieben Frau von Ruy zu schreiben. Doch er hatte Schmaus und Feste zu sehr geliebt. Jetzt war seine Hand unsicher geworden und seine Augen trüb; er malte die Buchstaben nicht mehr fest auf das Pergament. Doch hätte er sich noch sein Brot verdient, indem er in seiner Bude „Zur Jungfrau“ an der Kirche der Verkündigung Lehrlinge anlernte, denn er war ein Mann voll guten Rats und Erfahrung. Doch er hatte das Unglück gehabt, von Meister Jacquet Coquebouille sechs Livres und zehn Sous zu leihen, die er ihm in mehreren Fristen zurückgezahlt hatte, im ganzen vierundzwanzig Livres und zwei Sous, also daß er ihm noch sechs Livres und zehn Sous schuldete, welche Rechnung von den Richtern für Recht befunden ward, denn Jacquet Coquebouille war ein guter Rechner. Darob war die Schreibstube von Florent Guillaume an der Kirche der Verkündigung am Sonnabend, den 5. März, für Rechnung von Meister Jacquet Coquebouille verlaßt, und fortan hatte der arme Schreiber kein Obdach mehr. Doch mit Hilfe von Jean Magne, dem Glöckner und dem Schuh der Jungfrau, deren Andachten er abgeschrieben hatte, nächtigte Florent Guillaume fortan im Glöckenturme der Kathedrale.

Der Schreiber und die Spizenklöpplerin fristeten ihr Leben nur mit Mühe. Margarete hatte nur noch zufällig Glück, denn sie war nicht mehr schön und klöpfelte nicht gern Spizen. Sie halfen sich einander aus. So sagte man, um sie zu tabeln; es wäre schöner gewesen, man hätte es zu ihrem Lobe gesagt. Florent Guillaume war gelehrt; er kannte die Geschichte der schönen schwarzen Muttergottes von Ruy und die Zeremonien beim großen Ablass genau, und so war er darauf erpicht, sich den Pilgern als Führer anzubieten, in der Hoffnung, daß einer so barmherzig sein würde, ihm zum Dank für die schönen Geschichten, die er ihm erzählte, das Nachtessen zu zahlen. Doch die ersten, denen er seine Dienste antrug, wiesen ihn ab, bieweil sein zerfällenes Wams weder Verstand noch Geistlichkeit verriet, und er war wie ein Verstoffener Lammervoll zur Mauer des Bischofspalastes zurückgekehrt, allwo er etwas Sonne und seine Freundin Margarete hatte.

„Sie meinen,“ jagte er bitter, ich wüßte nicht genug, um ihnen die Reliquien zu nennen, noch die Wunder Unserer lieben Frau zu erzählen. Glauben sie denn, mein Verstand sei durch die Löcher meines Wamses entschlüpft?“

„Nicht der Verstand“, erwiderte Margarete, „entschlüpft durch die Löcher der Kleider, sondern die gute, natürliche Wärme. Ich friere täglich. Und es ist nur zu wahr, daß man uns, Mann und Weib, nach dem Anzug beurteilt. Die Liebhaber fänden mich noch schön genug, wenn ich solchen Staat trüge, wie die Frau Gräfin von Clermont.“

Derweilen drängten sich die Pilger vor ihnen die ganze Straße entlang mit Angestum zur Kirche, wo ihnen Vergebung ihrer Sünden winkte.

„Sie werden sicherlich sogleich ersticken“, sagte Margarete. „Vor zweiundzwanzig Jahren am Großen Karfreitag wurden zweihundert Menschen in der Vorhalle im Gedränge erdrückt. Gott habe sie selig! Es war eine schöne Zeit, ich war jung!“ —

„So ist es! In dem Jahre, davon Du sprichst, schieden zweihundert Pilger durch gegenseitiges Drängen aus dieser Welt und gingen in jene ein. Und am nächsten Tage war nichts mehr zu sehen.“

So sprechend faßte Florent Guillaume einen sehr beleibten Pilger ins Auge, der nicht so begierig nach dem Ablass drängte wie die anderen und mit verlegener und furchtsamer Miene seine dicken Augen nach rechts und nach links wandte. Florent Guillaume trat auf ihn zu und grüßte ihn tief.

„Messire“, sprach er, „man sieht sogleich, daß Ihr klug und weckerfahren seid, und daß Ihr nicht zur Abolution schreitet wie ein Schaf zur Schlachtbank. Denn sie ziehen dahin, das Maul des einen am Schwanz des anderen. Geruht, daß ich Euch führe; es soll Euch nicht gereuen.“

Der Pilger, ein Edelmann aus Limoges, antwortete in seiner Mundart, er hätte mit einem schäbigen Bettler nichts zu schaffen und konnte allein in die Kirche gehen, um seiner Schuld ledig zu werden. Und er ging entschlossen von dannen. Doch Florent Guillaume warf sich ihm zu Füßen, raufte sich das Haar und rief:

„Halt! Halt, Messire! Bei Gott und allen Heiligen, geht nicht weiter! Es wäre Euer Tod, und einen Mann wie Euch sieht man nicht ohne Schmerz und Bedauern verschleiden. Noch wenige Schritte auf diesem steilen Wege und Ihr seid des Todes. Denn sie erdrücken sich droben. Schon über sechshundert Pilger haben ihre Seele aufgegeben. Wisset Ihr nicht, Herr, daß vor zweiundzwanzig Jahren, im Jahre des Heils 1407, am gleichen Tag und zur nämlichen Stunde neuntausend sechshundert achtunddreißig Menschen, ungerechnet die Weiber und kleinen Kinder, einander erdrückten und sämtlich umkamen? So Euch das gleiche Geschick ereilte, wäre ich untröstlich, Herr. Denn man liebt Euch, sobald man Euch erblickt, und es verlangt einen jählings und heftig, Euch Dienste zu leisten.“

Der Edelmann aus Limoges war betroffen stehen geblieben und erbiechte, da er diese Rede vernahm und diesen Mann sah, der sich die Haare büschelweise ausraufte. In seinem Schrecken machte er kehrt. Doch Florent Guillaume hielt ihn knieend am Zipfel seines Gewandes fest.

„Geht nicht dorthin, Messire, geht nicht!“ rief er aus. „Ihr könntet Jacquet Coquebouille treffen und Ihr würdet im Nu in

Stein verwandelt. Besser war' es, Ihr trübt den Basilisken als Jaquet Coqueboulle. Wißt Ihr, was Ihr tun müßt, wenn Ihr, klug und verständig, wie Ihr sichtbarlich seid, noch lange leben und Euer Seelenheil erlangen wollt? Hört mich an. Ich bin Vaccalaureus. Heute trägt man die heiligen Reliquien durch die Gassen und Kreuzwege. Das Herz wird Euch leicht werden, so Ihr die heiligen Schreine anrührt, darin der Karneolbecher, woraus Christus als Kind trank, in Rücksicht von der Hochzeit zu Kana, das Fischtuch vom heiligen Abendmahl und die heilige Vorhaut beschloffen sind. Wenn Ihr mir vertraut, so erwarten wir sie in einer warmen Gartüde, die ich kenne und vor der sie unfehlbar vorbeikommen."

Und mit freundlichem Zureden, ohne den Pfiffel des Gewandes loszulassen, sprach er, auf die Spitzenklöpplerinweisend:

"Meistere, gebt dieser braven Frau sechs Sous, daß sie Wein kaufen gehe. Denn sie weiß, wo es guten gibt."

Der Edelmann aus Limoges, der von harmloser Gemütsart war, ließ sich überreden, und Florent Guillaume verspeiste eine viertel Gans und nahm ihre Knochen mit, um sie Jhabeau darzubieten, welche mit ihm in dem Glodenstuhl hauste. Das war die Krähe von Jean Rague, dem Glödner.

Er fand sie nachts auf dem Balken, darauf sie zu schlafen pflegte, neben dem Mauerloch, das ihr zum Speicher diente, allwo sie Rüsse und Haselnüsse, Mandeln und Buchedern aufhob. Da sie bei seinem Kommen erwachte und mit den Flügeln schlug, grüßte er sie sehr freundlich und hielt ihr diese erbauliche Ansprache:

"Fromme Elster, Klausnerin, geschwätziges Könnlein, Kirchenkogel, als Klarißin gekleidet, Abel!"

Und indem er ihr die Knöchlein darbot, die er fein säuberlich in ein Kohlblatt eingeschlagen hatte, fuhr er fort:

"Frau Elster, ich bringe Euch die Reste einer guten Mahlzeit, die mir ein Edelmann aus Limoges gab. Die von Limoges sind Rübenesser, doch ich lehrte diesen, den Rüben die altbewährte Gans vorzugreifen."

Am folgenden Tag und bis ans Ende der Woche fastete Florent Guillaume, die weil er seinen Edelmann aus Limoges nicht wieder fand, noch einen anderen braven Reisenden auftrieb, der Wegzehrung mitführte. Er fastete a solis ortu usque ad occasum, von Sonnenaufgang bis Untergang, und Margarete, die Spitzenklöpplerin, tat dergleichen. So gehört es sich in der Karwoche,

(Schluß folgt.)

Der Impressionismus.

Von Richard Muthers.)

Die Geschichte der modernen Malerei war ein großer Befreiungskampf. Anfangs war man derart im Banne der Vergangenheit gewesen, daß man den alten Meistern sogar in der Stoffwahl folgte. Nicht Szenen aus der Gegenwart, sondern Geschehnisse aus den früheren Jahrhunderten wurden in den Bildern dargestellt. Dann änderte sich allmählich das Stoffgebiet. Courbet und Ribot traten mit ihren großen Bildern aus dem modernen Volksleben auf. Die Gegenwart begann ihre Rechte geltend zu machen, sich als gleichwertig neben die Vergangenheit zu stellen. War hiermit aber die neue Kunst einer neuen Zeit geboren? War man in den Stoffen selbständig, nicht doch in der Farbenanschauung noch abhängig von den Alten? Auch diese Farbenanschauung der alten Meister war ja nichts Feststehendes, ewig Gültiges. Sie hatte sich aus den Beleuchtungsverhältnissen von einst ergeben. Sie entsprach den halbdunklen, durch Bugenschreiben erhellenen Ateliers, in denen die Maler arbeiteten, den halbdunklen Kirchenkapellen und schummrigen, braun getönelten Bürgerstuben, für die die Bilder bestimmt waren. Im 19. Jahrhundert war nun das ganze Leben heller geworden. Nicht mehr durch kleine bleigefärbte Scheiben, sondern durch große Glastafeln strömte das Licht in unsere Zimmer herein. Weiter hatten die großen physikalischen Eroberungen des 19. Jahrhunderts Lichtwunder gebracht, vor denen ein alter Meister sprachlos gestanden hätte. Als die alten Meister, noch als unsere Großeltern lebten, gab es nur Kerzen und Öllampen. Heute gibt es Gas und elektrisches Licht. Zauberisch muß es in den über Jahren geweien sein, als zum erstenmal die Gaslaternen ihre flimmernden Strahlen durch die bläuliche Dämmerung warfen. Zauberisch muß es später gewesen sein, als zum erstenmal das Licht der elektrischen Glühlampen die Salons durchflutete. Von all diesen Lichtwundern einer neuen Zeit hatten die Maler bisher sich ängstlich ferngehalten. Ja, sie gingen nicht einmal auf die Dinge, die sich ganz natürlich aus den veränderten Beleuchtungsverhältnissen der Ateliers ergaben. Sie arbeiteten im gleichmäßigen Nordlicht ihrer Werkstatt und dämpften dieses gleichmäßige Licht durch Gardinen und Vorhänge noch so ab,

daß es möglichst den Beleuchtungsverhältnissen entsprach, unter denen die alten Meister im Bugenschreibentisch ihrer Werkstätten zu arbeiten pflegten. Und konnte diese Farbenanschauung der alten Meister so ohne weiteres auf die neuen Dinge einer neuen Zeit übertragen werden? So lange man den alten Meistern auch in der Stoffwahl folgte, war es ganz natürlich und logisch, wenn man die Bilder auch in den Farben hielt, die ihnen die alten Meister gegeben haben würden. Nun war aber die Landschaftsmalerei zu einer größeren Bedeutung als je gelangt. Auch das im Freien spielende Arbeiterbild war wichtig geworden. Mühte sich da nicht notwendig eine Dissonanz ergeben zwischen den modernen Themen, die man behandelte, und der alten Farbenanschauung, in der man es tat? Ribots Marinen sind Wunderwerke der Malerei. Doch nicht über die blauen Fluten des Ozeans, sondern durch ein braunes Delmeer scheinen die Schiffe zu gleiten. Courbets Steinflöpper arbeiten am Chausseegraben in der Mittagsglut. Doch nicht in glühende Mittagshitze, sondern in einen dunkeln Keller glaubt man zu stürzen, da er das Werk in den Tönen der spanischen Heiligenmaler des 17. Jahrhunderts hielt. Es kam zum Bewußtsein, daß die farbige Haltung der Bilder im Widerspruch stand mit dem, was das Auge sieht, und es begann das Streben, für die neuen Dinge auch eine neue Farbenanschauung zu finden. An die Stelle der „braunen Sauce" sollte die frische Helligkeit des Natureindrucks treten.

Von mehreren Seiten her wurden die Maler in diesen Bestrebungen bestärkt. Zunächst wurde es folgenreich, daß damals Velasquez entdeckt wurde, von dem man bisher außerhalb Spaniens wenig wußte. 1860 war aus Anlaß der 200. Wiederkehr seines Todestages in Paris eine Ausstellung seiner im Privatbesitz befindlichen Werke veranstaltet worden. Und während man bisher nur schwarze, ältere Meister genannt hatte, machte man hier die Bekanntschaft eines hellen. Denn die Bilder des Velasquez, der für die Säle heller Schöpfer arbeitete, sind ja nicht auf Braun, sondern auf helles Perlgrau gestimmt. So, wie man selbst die Natur zu sehen glaubte, hatte sie also schon ein alter Meister gemalt. Und es ist für neue Wahrheiten immer wertvoll, wenn sich klassische Belegstellen dafür finden.

Man verfolgt also, wie eine ganze Gruppe von Malern in die koloristischen Bahnen des Velasquez einlenkte. Ein Bild des Alphonso Legros von 1861 zeigt eine tiefgrüne Landschaft mit grauen Baumstämmen und einen ins Bläuliche spielenden grauen Himmel. Vor einem schwarz-goldenen Kreuzfing ruht eine Frauengruppe: vorn ein junges Mädchen in Weiß, dahinter alte Bäuerinnen in schwarzen Mantillen und weißen Hauben. Weiße Kerzen und weiße Gebetsbücher haben sie in der Hand. Ein still modernes Volksleben ist wunderbar in den Velasquez-Tönen eingeklimmt. Das Bild mit dem jungen in der Frühlinglandschaft sitzenden Mädchen von Frédéric Bazille ist ähnlich. Weiß und Schwarz, Grün und Braun sind, wie bei Velasquez, fast die einzigen Farben. Bei Fantin-Latour zeigt sich der Zusammenhang noch deutlicher, da er sich mit Velasquez auf dessen eigenstem Gebiete begegnet. In den Tagen der Historienmalerei glaubte man die moderne Kleidung wegen ihres Schwarz vermeiden zu müssen. Jetzt sucht man das Schwarz einem alten Meister zuzuführen. Eine perlgraue Wand, darauf in schmalem Rahmen eine von weißem Passepartout umgebene Lithographie und davor Figuren in Schwarz — das ist die sehr distinguierte Farbenharmonie, auf die Fantin-Latour in den über Jahren alle seine Bildnisse stimmte.

Eine verwandte Etala hatten die Erzeugnisse des bis dahin verketen Kokolo. Und so begannen andere Maler auch diesem sich anzuwenden. Bonvin fedelte sich in dem Reiche Chardins, dem Reich der weißen Häubchen und der weißen Schürzen an, malte Köchinnen, Rübensälzerinnen, Mädchen am Waschtrog, alte Frauen, die einen irdenen Krug, eine blecherne Schüssel auf den Ofen setzten. Wenn auf den Bildern der Name nicht stünde, würde man Chardin sagen. Denn er hat alles — die Tischtücher, die kupfernen Kessel, das blaue Gemüse, die weißen Schürzen und Hauben — mit demselben feinen Sinn für kühle Tonwerte widergegeben. Fragonard, in den Stil der Napoleon-Zeit überfetzt, bedeutet Chaplin. Seit Fragonard waren junge Mädchen, die von rosa Schleiern umwogt, sich auf Betten wälzen, war wollüstiges Schmacken und interessante Müdigkeit, welche in Träumen jersiehende Sinnlichkeit nicht so fein gemalt worden. Auch in seiner farbigen Deklatsche, in der aperten Art, wie er ganz helle Tonwerte zusammenstimmt, mutet er wie ein Sohn jener glänzenden Epoche an.

Man war also aus dem Braun herausgetreten. Man hatte alte Meister kennen gelernt, deren Farbenanschauung weit besser als die der Tenebrosi (Dunklen) auf Dinge des modernen Lebens projiziert werden konnte. Doch das Abhängigkeitsverhältnis von den Alten bestand immer noch fort. Man war noch immer gezwungen, unter den Dingen, die man malte, die Auswahl in dem Sinne zu treffen, daß es möglich war, sie in eine von den älteren Meistern festgestellte Etala einzufügen. Und da erhob sich denn die Frage: Gaben die alten Meister selbst so gehandelt? Sind sie nicht im Gegenteil ihrem eigenen Empfinden, ihrem eigenen Auge gefolgt? Watteau ist von Rembrandt, Rembrandt von Raffael, Raffael von Eyd durch eine Kluft, groß wie die Welt, getrennt. Und nur daraus, daß sie sich nicht kopierten, sondern daß jeder auf seine Art die Natur betrachtete, erklärt sich die Fülle ganz verschiedenartiger Schönheit, wie sie jede alte Epoche aufweist. Ganz ebenso haben wir selbst zu verfahren.

*) Wir entnehmen mit Genehmigung des Verlegers diesen charakteristischen Abchnitt Richard Muthers „Geschichte der Malerei", die von ihm selber noch vor seinem Tode in allem wesentlichen vollendet wurde. Das umfassende Werk, das alle Vorzüge Mutherscher Darstellungsgabe noch einmal entfaltet, ist in drei Bänden mit etwa 2800 Abbildungen in Konrad Gretheleins Verlag in Leipzig erschienen. (Preis in Leinwand geb. 36 M.)

Kleines feuilleton.

Wir müssen die Kräfte der alten Meister ablesen, müssen auch unsererseits suchen, für die neuen Dinge einer neuen Zeit einen neuen selbständigen Stil zu formen. Das bedeutet das Wort Impressionismus. Es ist für das 19. Jahrhundert fast gleichbedeutend mit Selbständigkeit. Mehrere Künstlergenerationen hatten sich abgemüht, erst in den Stoffen, dann in der Farbenanwendung den alten Meistern zu folgen. Da wiesen die Impressionisten darauf hin, die modernen Maler müßten ganz wie die alten ihren eigenen Augen trauen, selbständiges Natursehen müsse an die Stelle des retrospektiven (rückwärts gerichteten) Empfindens treten.

Freilich, eine ganz richtige Definition ist hiermit noch nicht gegeben. Das merkt man, wenn man sich der alten Meister erinnert. Dürer und Holbein beabsichtigten in ihren Bildnissen ganz wie die Impressionisten den Eindruck wiederzugeben, den die Persönlichkeiten auf sie machten. Warum wird trotzdem vor dem Holzschuber, dem Gise niemand das Wort Impressionismus brauchen und warum spricht man davon vor der Hille Bobbe des Franz Hals? Nun, Dürer und Holbein analysierten die beiden Männer so, wie man langsam den Inhalt einer Druckseife überliest. Hals in der Hille Bobbe dagegen hat einen Augenblick des Lebens in schneller Momentaufnahme festgehalten. Damit ist ein weiteres Kennzeichen des Impressionismus genannt. Die alten Meister malten in der Hauptsache, man denke an die Venusbilder Tizians, die schöne Ruhe. Auch wenn es um Bewegung sich handelt, scheint wie durch ein Zauberwort das Leben in der Bewegung erstarrt. Das liegt nicht nur daran, daß sie die Schulung des Auges, die uns die Momentphotographie gab, noch nicht hatten. Der Grund ist namentlich der, daß sie überhaupt gewohnt waren, mehr mit dem Kopf als mit dem Auge zu arbeiten. Wenn ich auf einen dahinrollenden Wagen blicke, kann ich nicht die Speichen der Räder, nur eine vibrierende Scheibe sehen. Male ich trotzdem die Speichen, so wird das Gefühl der Ruhe, nicht das der Bewegung suggeriert. Und die alten Meister, die Primitiven wenigstens, waren Fanatiker des Umrisses. Das Bild muß alles enthalten, was man erfahrungsgemäß von den Dingen weiß.

Was aber das eine betont, vernachlässigt das andere. Indem man die festen greifbaren Dinge mit so großer Genauigkeit malte, überließ man die formlose wogende, doch allgegenwärtige Luft. Spät erst hat sich das Auge dem Atmosphärischen geöffnet: dem Licht, das die Farben verändert, der Luft, die die Umrisse abdämpft und auflöst. Und auch da wurde zunächst nur die scharfe Rube gemalt: die Sonne, die in feierlichem Glanze am Firmamente strahlt, die Abendröte, die mild leuchtend sich über die Fluren senkt.

Doch hat nicht die Kunst auch noch andere Aufgaben? Ist in den Worten des Faust: „Zum Augenblicke möcht' ich sagen: Verweile doch, du bist so schön“, nicht ein Programm von unsagbarem Reiz enthalten? Gibt es nicht Bewegungen und Ausdrucksnuancen, Farben und Lichtstimmungen, die gerade deshalb verlangen, von der Kunst bewahrt zu werden, weil sie so schön und ausdrucksvoll, so apart und fein, wie sie waren, vielleicht kein zweites Mal wiederkehren?

Das ward das eigentliche Tätigkeitsfeld des Impressionismus. Er bedeutet für das 19. Jahrhundert den unerbittlichen Bruch mit der fürchterlichen Modellmalerei, die vorher herrschte. In den Tagen der Historien- und Genremalerei verfuhr man, wenn Bewegtes zu malen war, sehr einfach. Man löste Modellen die entsprechende Pose, die entsprechende Mimik ein. Die Leute liebten und haßten, tanzten und rauchten, lachten und weinen auf den Bildern ganz so, wie man im Atelier auf Anleitung des Malers es tut. Und sie haben dem Maler zu Gefallen sich auch so aufgestellt, wie man auf der Akademie, in der Komponierklasse es lernt. Die große Tat des Impressionismus ist gewesen, daß er dem Leben selber die Dinge abnahm, die vorher Modellgrünasie und Modellpose waren. Es war seine Tat, daß er für die lebendigen Augenblicksbilder auch eine neue Kompositionslehre begründete, an die Stelle der schematischen Anordnung den geistvoll gesehenen Ausschnitt setzte. Und wie man die schnellsten Bewegungen, die apartesten Ausprägungen des Seelenlebens festhalten lernte, wurden auch Lichtstimmungen der subtilsten, flüchtigsten Art fixiert. Die Landschaften geben nicht mehr die Natur, wie sie immer ist, sie suchen den Reiz der Stunde zu fassen, jene Momente, wenn die Sonne, der große himmlische Musikant, die schönsten stimmungsvollen Melodien spielt. Und neben den natürlichen Phänomenen wurden auch die Wunder des künstlichen Lichts gefeiert, die erst das 19. Jahrhundert, die Zeit der Elektrizität und des Gases brachte.

Dieses unendliche verfeinerte Natursehen mußte aber auch zu einer ganz neuen Stillisierung der Farbe führen. Das Licht zerlegt die Lokalfarben, löst die eintrübnigen Farbenflächen in ein schillerndes Nebeneinander verschiedenartig leuchtender Punkte auf. So lernte man farbigere Nuancen sehen, wie sie in so feiner Differenzierung kein älterer Meister sah. Statt zehn Abstufungen von blau, rot oder grün empfanden wir heute hundert — Valeurs (Farbenwerte), die unsere Sprache gar nicht fähig ist, noch mit dem Wort zu umschreiben. Und es mußten sich daher auch koloristische Harmonien von nie dagewesenem Schmelz ergeben, als man von der realistischen Wiedergabe des Natureindrucks dann zur frei symphonischen Komposition dieser neu entdeckten Farbenwerte fortschritt.

Eine Sammlung von altamerikanischem Goldschmuck. Der Goldreichtum Amerikas ist in einigen Gebieten schon sehr früh von den Bewohnern für Schmudsachen, Amulette und dergleichen ausgenutzt worden. Während nun von solchen alten Goldsachen aus Kolumbien und dem Gebiete des Isthmus von Panama sehr reiche Sammlungen erhalten sind, sind Arbeiten von den Antillen und Guayana fast gar nicht, aus Mexiko nur sehr spärlich und auch aus Peru nur in beschränktem Umfange in europäische Sammlungen gelangt. Die erstgenannten Gebiete sind in der Zeit der Eroberung gründlich ausgeplündert worden, während in Kolumbien und auf dem Isthmus die Sitte, dem Toten seinen ganzen Schmuck und all seine Fische mit ins Grab zu geben, einen doch nicht unwesentlichen Teil des alten Bestandes bis auf unsere Zeit gerettet hat. Das Berliner Museum für Völkerkunde hat nun seine Sammlungen altamerikanischer Goldarbeiten, wie Professor Selser in den antiken Berichten mitteilt, durch einige Neuerwerbungen wesentlich ergänzt und bereichert. Darunter befinden sich einige halbmondförmige Schmuckstücke, die als Gehänge an der Nasenscheidewand befestigt wurden, dann einige Schmuckplatten, die an dem Seitenrande mit durchbrochen gearbeiteten Vogelköpfen und Vogelflügeln versehen sind. Wie diese Stücke aus dem großen alten Kulturgebiet Kolumbien stammen, so kommen auch von dort her zwei interessante Masken aus Goldblech. Die wichtigste Erwerbung aber ist eine ganz einzigartige Sammlung von Schmuckstücken, die aus dem berühmten Goldlande des Isthmus von Panama und den angrenzenden Teilen von Costarica herkommen. Die Arbeiten sind wohl fast alle Amulette und wurden vermutlich an einer Halskette befestigt auf der nackten Brust getragen. Allerhand Tierfiguren sind in ihnen dargestellt, langschnebelige Vögel, Fledermäuse, Spinnen, Eidechsen, Fische, Insekten, aber auch Dämonen in menschlicher Gestalt, in Tanzstellung mit der Rassel in der Hand. Abgesehen von einigen Stücken sind sämtliche Stücke mit einer breit ausladenden unteren Verlängerung versehen. Wie die merkwürdigen neuseeländischen Figuren, die als Brustschmuck getragen wurden, ihre Gestalt durch den ursprünglichen Halbschmuck, ein Bein, in das sie hineingezwängt werden mußten, erhielten, so scheinen auch die Formen dieser Goldamulette aus der Form eines Beines erwachsen zu sein, das ursprünglich als Schmuck oder Amulett am Halse getragen wurde.

Astronomisches.

Die Wasserfrage auf dem Mars. Man kann sich denken, daß mancher Astronom durch das Hin und Her von „Entdeckungen“, die auf dem Mars gemacht werden, und noch mehr über den Wust von Phantasien, die daraus entstehen, in Aerger geraten ist. Es ist daher zu loben, daß die berühmte Lid-Sternwarte eine der wichtigsten Grundfragen, die bei allen Mutmaßungen über die Bewohnbarkeit des Planeten mitsprechen, nämlich die, ob Wasser auf dem Mars vorhanden ist oder nicht, zu beantworten bestrebt gewesen ist. Die Sternwarte hat eine besondere Expedition nach dem höchsten Gipfel der Vereinigten Staaten, dem Mount Whitney, ausgerüstet, um von dort aus den Mars und sein Spektrum in der klaren Hochgebirgsluft beobachten zu lassen. Es handelt sich darum festzustellen, ob in dem Spektrum des Mars an bestimmten Stellen dunkle Bänder zu bemerken sind, die als Anzeichen von Wasser betrachtet werden können. Die Feststellung dieser Tatsache wird dadurch erschwert, daß die Beobachtung durch das wasserhaltige Luftmeer der Erde hindurch geschoben muß. Denn dabei kann es kaum ausbleiben, daß die Luftfeuchtigkeit Irrtümer in das Bild des Spektrums einschmuggelt. In einer Höhe von 4350 Metern aber, die der Mount Whitney besitzt, ist kaum noch der feinste Teil des Wasserdampfes in der Luft vorhanden, den diese an der Erdoberfläche enthält. Die Bedeutung dieser eigenartigen astronomischen Bergkletterei ist danach einleuchtend. Wenn das Spektrum des Mars auf jenem hohen Gipfel weniger starke Anzeichen der Anwesenheit von Wasser zeigte, so müßte daraus der Schluß gezogen werden, daß die anderen Beobachtungen mehr durch die Verhältnisse der irdischen Atmosphäre gefälscht waren und daß zum wenigsten auf dem viel umstrittenen Nachbarplaneten nicht mehr Wasser vorhanden sein kann als auf dem Gipfel des Mount Whitney oder des Mont Blanc. Diese Voraussetzung hat sich nun in der Tat bestätigt, und es kann jetzt als festgestellt gelten, daß in der Luftkammer des Mars entweder überhaupt kein Wasser enthalten ist oder weniger als in der luftverdünnten und überaus trockenen Atmosphäre der Hochgebirgsgipfel. Um ganz sicher zu gehen, wurde noch die Vorsicht gebraucht, das Spektrum des Mars mit dem des Mondes zu vergleichen, der als wasserlos gilt. Auf dem Mount Whitney zeigte nun das Spektrum des Mars nicht mehr von den dunklen Bändern des Wasserdampfes als das des Mondes. Die Urkunden, die von den Astronomen der Lid-Sternwarte durch ihre alpinistische Leistung erbracht worden sind, haben also einen ganz besonderen Wert. Der Direktor der Sternwarte, Professor Campbell, hat allerdings die Vorsicht, seiner kurzen Bericht an die „Science“ mit den Worten zu schließen: Diese Beobachtungen beweisen nicht, daß es kein Leben auf dem Mars gibt oder geben kann. Die Frage des Lebens unter solchen Verhältnissen ist ein Problem mehr für den Biologen als für den Astronomen.